

# Unsere Heimat

Beilage zum Allgemeinen Anzeiger, Schirgiswalde

## Die Zwirnliese.

Oberlausitzer Geschichte von Hermann Klippel.  
(Nachdruck verboten!)

Hart an der Straße stand das breite schieferbehangene Haus, und über der Tür hing ein hölzernes Schild: Gasthof zum schwarzen Berg, Besitzer Leberecht Böhme.

Was dieses Schild sagte, das war richtig. Jenseits der Straße begann der dunkle Fichtenwald, breit und steil stieg er zum Berge hinauf. Aber nicht des finsternen Waldes wegen trug der Berg seinen Namen. Der Grund der Bezeichnung lag viel tiefer, lag drinnen in des Berges Brust, die sich aus hartem, schwarzen Basalt zusammensetzte. Und in diese Brust hatten die Menschen eine klaffende Wunde gerissen. Dem Gasthof gegenüber führte zwischen aufgeschütteten Kleinschlaghalden ein breiter Hohlweg in den Steinbruch hinein. Hier ging tagaus tagein das Klingklang der Hämmer und das Krächzen der Schottermaschinen. Schwer beladen mit der schwarzen Last knarnten die Fuhrwerke durch den Hohlweg.

Neben dem Gasthof war die Schmiede, in der die Steinmehzen ihre Werkzeuge schärfen und härten ließen, und vor der auch die Fuhrwerke hielten, wenn etwas auszubessern oder ein Pferd zu beschlagen war. Während dann der Schmied die Arbeit tat, gingen die Wartenden auf einen Schlag ins Gasthaus und gossen einen hinter die Binde.

So war der schwarze Berg die Ursache, daß es an dieser Straßenstelle immer lebte und kimperte. Er gab den Männern im Steinbruch Arbeit und Verdienst, ebenso dem Schmied und dem Gastwirt.

Da stimmte es schon, wenn am Wirtshauschild geschrieben stand „Zum schwarzen Berg“. Aber kaum jemand sagte so. Nicht die Steinmehzen und Fuhrleute, nicht die Bauern und anderen Dörfler und auch nicht die Mitglieder der Feuerwehr und des Rauchklubs „Gemütlichkeit“, die hier regelmäßig einkehrten. Bei ihnen allen hieß es einfach „Ban Schenker“. Trotzdem auch der Name des Wirtes für jedermann zu lesen über der Tür stand, fiel es keinem ein, den Mann mit Leberecht Böhme anzureden. Er hieß eben der Schenker, weil er Bier und Schnaps auschenkte. Und da es in der Oberlausitz Sitte ist, an den Namen eines Menschen, den man gut kennt, auch den Vornamen anzuhängen, so war aus dem Schenker der Schenker-Leberecht geworden. Das wiederum klang zu langholperig. So wurde einfach der Schenker zerhackt und der „Schenk-Leberecht“ daraus gemacht.

Dieser Schenk-Leberecht stand, wenn er nicht gerade auf dem Felde hinter seinem Ruhgespann herging, am Schantisch zwischen Gläsern und Flaschen, wie das bei einem richtigen Wirt so Mode ist. Aber im Gegensatz zu anderen Gastwirten war er hager und knochig, trug an seiner Vorderfront immer eine saubere blaue Schürze und unter der Nase einen gehörigen Schnurrbart. Unter den buschigen Augenbrauen saß ein lebendiger Schalk immer sprunghaft bereit nach neckischen und lustigen Dingen.

Es war am Sonnabendabend. In der breiten Gaststube mit der niederen Holzdecke lag spaßgewürzte Gemütlichkeit. Die beiden runden Tische in den Stubenecken waren mit Gästen vollbesetzt. Da saßen um den hinteren Tisch der Kommandant und die Zugführer der Freiwilligen Ortsfeuerwehr. Sie trugen heute keine Uniformen, denn man war nur zu einer Besprechung zusammengekommen wegen der morgen in aller Frühe stattfindenden Hauptübung, bei der das Gasthaus zum schwarzen Berg als gedachtes Brandobjekt dienen sollte. Deshalb blieb auch Schenk-Leberecht, wenn er neues Bier brachte, ein Weilchen mit am Tisch sitzen und nahm an der Beratung teil.

„Do weßte Bescheid, murne früh brennt's ba dir“, sagte der Feuerwehrhauptmann zum Leberecht.

„Tutt mer oack ne groade früh su zeitg as Bette sprigen; mein Koammerfanster stiht uff“, meinte der Wirt. „s is gutt, mir warn a brinkel reizien!“ lachten die Feuerwehrleute.

Da kam durch die Stube ein Ruf: „Heh, Schenk-Leberecht, noa a Seidel!“

Der Wirt stand auf und ging hinüber zum anderen Tisch, um den in der Runde die Steinbrecher saßen. Hier schwirrten derbe Witze und lachende Laune durcheinander. Dabei wanderte die Flasche mit dem Gläschen im Kreise von einem zum anderen. Die Steinmehzen spülten den Steinstaub der Woche hinunter. Da saß hinterm Tisch der Thomas-Mag, und neben ihm auf dem Eckplatz, wo die beiden an die Holzwand genagelten Bänke zusammenliefen, hochte sein schwarzer Hund, der Gusti. Er drehte den Kopf aufmerksam hin und her, als gehörte er mit zur Tafelrunde. Dann war noch Hempel-Gustav da, Fröde-Fritz, Wolf-Heinrich und wie sie so alle hießen, die mit im Steinbruche arbeiteten. Sie waren guter Laune und tranken Bier und Kornbranntwein.

Schenk-Leberecht knallte das neue Seidel auf den Tisch und rief: „Prost!“ dazu. Der Thomas-Mag, der es bestellt hatte, goß das Glas voll.

Da sagte die Zwirnliese, die mitten in dieser rauhen Gesellschaft saß: „Uf eene Dart müßten de Steenmähcher Erntegehilfen heezen“.

„Wiesu denne?“ fragten die Männer.

„Weil se Kurn eisohren!“ meinte die Zwirnliese fest und griff nach dem Schnapsglase.

„Do könntst du derbei 'n Inspektor machen, Liese, du bringst doas Kurneisohren an besten!“ Die Steinbrecher lachten und die Liese lachte mit.

Die Zwirnliese war eine Hausierererin aus dem Oberlande, wohl dreißig Jahre alt und mit einem Mundwerk, das wie eine Klappermühle ging. Sie verkaufte in den Dorfhäusern Knöpfe, Nadeln, Bänder, Wolle, Nähzwirn und anderen Kleinram. Sie hatte die Waren nicht teuer, kam alle paar Wochen wieder und war deshalb wohlbekannt. Das wäre soweit gut und in Ordnung gewesen, doch die Zwirnliese war ein Stück weibliches Original. Sie ging wohl immer fleißig ihrem Handel nach, wurde aber an manchen Tagen abends liederlich. Dann setzte sie sich in der Dorfschenke, wo sie übernachtete, stundenlang in der Gaststube unter die Arbeiter und trank mit ihnen Bier und Schnaps, bis sie einen Rausch in der Krone hatte. Dabei bewegte sich ihre Mundklappe, zum Gaudium der anderen, immer lebhafter. An solchen Abenden vertrat sie zumeist ihren Tagesverdienst, konnte das Nachtquartier nicht mehr bezahlen und mußte im Stall oder auf dem Heuboden schlafen.

Zum Schenk-Leberecht kam sie schon seit Jahren und zechte mit den Steinbrechern. Sie schien eine Vorliebe für die Leute im Bruche zu haben.

„Doas leit ba mir su drinne“, sagte sie und erzählte, daß ihr Vater zeit seines Lebens in den Granitbruch gegangen und dort zuguterlegt von einem herabstürzenden Steine erschlagen worden sei.

„Wenn'ch amol heiroate, do nahm'ch mer an Steenmähcher“ sagte sie und schob sich näher an den Hempel-Gustav heran, neben dem sie saß. Der aber rüdtte ein wenig ab und erwiderte mit schiefem Blick: „Doas heezt, wenn ch enner hoan will, Liese!“

„Woas!“ freischte sie, „mich will kenger hoan? Zahne tät'ch 'r kriegen, wenn'ch wellte!“ Und zur Bekräftigung ihrer Worte nahm sie einen tiefen Schluck aus dem Bierglase.

Sie war keine unstattliche Person und sah auch sonst nicht übel aus. Dennoch hatte sie — ihrer Manieren wegen — noch keinen Mann bekommen. Das wußten die Stein- arbeiter. Aber Wolf-Heinrich ärgerte sie von neuem: „Viese, ich denke, du bist schon amol verheiratet gewast und hoast a Haardel Kinder?“

Da wurde ihr Gesicht noch um einen Schein dunkler, als es vom genossenen Alkohol schon war. „Tutt oack lee sict dummes Zeug räden! Doas luß'ch mer ne gefoallen! De Kinder kumm'm zeraichte, wenn'ch war an Moan hoan. Reenste ne v, Gustav?“ Dabei schielte sie wieder freundlich ihren Nachbar an. Sie schien den Hempel-Gustav, der ein junger Witwer war, ins Herz geschlossen zu haben.

Dann erzählte sie, daß neulich auf der Straße vier Kinder neben ihr auf der Straße hergelaufen seien. Die habe sie weggejagt, damit die Leute nicht denken sollten, es seien die ihren.

„Also vier Kinder, Viese! Vier Kinder!“ nickte Schent- Leberecht, der an den Tisch getreten war, vielsagend mit dem Kopfe.

Die Viese fuhr herum: „Fang oack du o noa oa, Le- berecht! Bies lieber vernünftig und breng wieder woas ze trinken!“ Dabei griff sie nach dem Seidel, das von neuem leer geworden war und langte es dem Wirt zu.

So gingen die Neckereien und das Trinken weiter.

Da kam dem Schent-Leberecht ein Gedanke, und der Schalk in seinen Augen begann zu hüpfen. Es war nicht viel dagegen einzuwenden, wenn die Männer, die die ganze Woche hindurch im Bruche schwer arbeiteten, manch- mal einen Korn schwepperten, daß aber eine Frau wie ein rauher Landsknecht soff, das war ein Skandal. Weiber solcher Art konnten zu einer besonderen Gefahr werden. Mit dieser Zwirnliese mußte einmal gehörig aufgewurzelt werden. Wie das geschehen sollte, darüber war sich Schent- Leberecht soeben klar geworden.

Er zog sich einen Stuhl an den Tisch der Feuerwehr- häuptlinge und sagte bedächtig: „Hurri amol druff! Nahmt oack murne ne de Schenke, nahmt lieber derfür hinten meine Scheune oals Brandstelle. Do hoatt'r o glei 'n Woas- fergroabm nähnder“.

Die Feuerwehrleute, alle ein wenig bierselig, grinnten ihn an, und einer spöttelte: „Sattersch, ih hoat emmer Angst, doas mer'n kömten sei Bette einweeden!“

Leberecht aber winkte mit der Hand ab: „Ree, 's is woas andersch. Ich hoa doch do hinten nabm dr Scheune su an aalen Futterschuppm stihn. 's Daach bricht ei, und an Lehmwänden sein schon gruße Löcher hinne. Ihr ward's schon wissen“.

„Ju, ju, mir wissen doas aale Geniste“, nickten die von der Feuerwehr.

„Dar Schuppm sull ih weg. Ich will a neues Woasch- haus hiebaun. Wie wärsch denne, wenn ihr'ch glei drüber derboarm'm tät. 's Eireißen gehurrt doch mit ze an Feuer“.

„Nu abm“, meinte der Kommandant, „do ward de Uebung grußoartger, doas ward gemacht!“

„Ganz raicht“, stimmte Leberecht zu, „und ich koann mersch Darbeitsluhn fersch Eireißen derspoar'n. Derfür frigt vu mir de Feuerwehr a Fassel Bier“.

Das machte den Beschluß fest, und es wurde verein- bart, morgen früh nicht nur mit Spritzen und Schlauch- wagen auszurücken, sondern auch die großen Feuerhaken mitzunehmen.

Die Führer der Ortsfeuerwehr schauten nach der Uhr. Die zeigte schon die elfte Stunde an. Da zahlten sie die Beche und brachen auf. Das war auch für die Stein- brecher der Anlaß, sich auf die Beine zu machen. Sie waren alle Mitlieder der Feuerwehr und mußten früh- zeitig aus den Federn, um pünktlich zur Uebung zu kommen. Ohne sich weiter nach der Zwirnliese umzusehen, verschwanden sie einer nach dem anderen, zuletzt der Thomas-Mag mit seinem Hunde, dem Gusti.

„Dack wu dr schon oalle hiewullt?“ rief lallend die Zwirnliese. Aber es hörte sie niemand. Die Gaststube war leer, denn auch Schent-Leberecht war einmal hinausgegan- gen, weil er im Schuppen etwas zu hantieren hatte. Als er nach einer Weile wiederkam, tranf die Viese ihren Bier- rest aus und wollte vom Tische aufstehen. Aber es ging nicht gut. Sie fiel wieder zurück auf die Bank.

„Na, woas ward denn nu?“ fragte Leberecht barsch.

„Macht'r hinte schon Feierobd?“ blinzelte die Viese mit geröteten Augen. Sie wunderte sich, daß niemand mehr da war und der Wirt die Tische abräumte.

„Troabb, troabb, raus nu!“ schimpfte Leberecht.

Die Viese wollte noch ein Bier haben. Aber er wehrte ab: „Nischt miß gibt's! Ih giht's as Naast!“

Natürlich hatte die Viese wieder ihr Geld vertrunken, und es blieb ihr für diese Nacht nichts anderes übrig, als auf dem Stroh zu schlafen.

„Koann'ch hinte dobleibm? Wu is'n mei Bette?“ fragte sie, stand mühsam auf und stützte sich auf den Tisch.

„Du kriegst a feines Bette, kumm ock kumm!“ grinste Leberecht und zog die Brauen hoch. Dabei faßte er die schwankende Zwirnliese unterm Arm und führte sie zur Hintertür hinaus über den Hof zu dem baufälligen Futter- schuppen. Dorthinein hatte er vorhin einige Schütten Stroh und zwei alte Pferddecken geworfen.

„Su, do hoaste ane schiene Koammer ganz alleene. Schloof oack raicht schiene, Viese!“ Mit diesen gutgemeinten Worten ließ er sie im finsternen Schuppen allein und schloß die schiefe Brettertür. Die Viese war zwar nicht in der Lage, die vom Schent-Leberecht gepriesene Schönheit ihres Schlafgemaches festzustellen, als sie aber das Stroh um ihre Füße rascheln hörte, war sie zufrieden. Unbewußt, wie immer vor dem Schlafengehen, streifte sie ihr Kleid ab und ließ sich auf die Pferddecken fallen. Bald schnarchte sie wie eine Schrotmühle, und durch die Löcher in der Lehmwand spielte der laue Hauch der Sommernacht leise über ihr Haar.

Wenige Stunden später, um die Zeit des Sonnenauf- ganges, trappelte und lärmte es im Dorfe geschäftig um das Spritzenhaus. Kommandos erschallten und das Signal- horn rief. Die gelben Messingschienen an den Lederhelmen der Feuerwehrleute bligten im Morgenrot. Dann formierte sich der Zug, und es ging in hurtigem Rasseltempo das Dorf hinauf zum schwarzen Steinberge. Eifrig war jeder bei der Sache und sah — im Geiste — das Gasthaus des Schent-Leberecht in Flammen stehen. Böschen galt es, löschen! Zuerst das Feuer und dann, vielleicht, den beim Feuer entstandenen Brand in den Kehlen. Es gab keinen Zweifel: das war heute die richtige Brandstelle!

Mit Schwung und Schneid ging es im Bogen um das Gasthaus auf die abgemähte Wiese hinter der Scheune, wo die Fahrzeuge leichte Spuren in den Rasen schnitten. Die Spritzen fuhren um zehn Pferdelängen weiter hinüber an den Bach. Eifertig wurde der Sauger ausgelegt, die Schläuche abgerollt und getuppelt. Es ging alles genau nach Kommando. Mächtig legten sich die Spritzenmann- schaften ins Zeug, und schon stiegen die Wasserstrahlen prasselnd hoch über Stall und Scheune hinüber in den Hof, wo das Hühnervolk laut gackernd auseinanderstob. Die Uebung klappte wie am Schnürchen. Es war eine Lust!

„O Jesses, ih dergreift's 'n Schuppm!“ rief der Kom- mandant und legte gekünstelte Verzweiflung in seine Stimme. Neue Kommandos erschollen, und der Hornist mußte um verstärkten Wasserdruck blasen. Beide Schlauch- leitungen wurden auf den alten Futterschuppen gerichtet, der wie ein klägliches Glend an der Stirnseite der Scheune klebte. Das morsche Dach bebte und wollte vollends ein- sinken. An den Lehmwänden stiebte und bröckelte es unter dem Wasserprall. Hempel-Gustav war Schlauchführer. Er zielte genau auf die klaffenden Risse in der Wand, und er sah, wie sie durch seinen Angriff immer breiter wurden. Das Ende des alten Gelasses war gekommen.

Schon hatte der Kommandant angeordnet, mit dem Niederreißen zu beginnen. Die Männer machten die lan- gen Feuerhaken bereit, und der Hornist gab das Signal zum Einstellen des Wassers. Da erhob sich plötzlich dort, wo man hinspritzte, ein gellendes Hilfesgeschrei. Eine wie ver- rückt kreischende Frauenstimme kam aus dem Schuppen. Erschrocken wandte alles die Köpfe, und die Schlauchführer nahmen ihre Wasserstrahlen zur Seite. Im Schuppen rüt- telte jemand heftig an der schiefen Brettertür. Jetzt sprang sich auf, und mit nackten Armen und im Unterrock kam die Zwirnliese herausgeschossen. Wirr flatterten ihr die Haare um den Kopf.

Einen Augenblick stand sie mit offenem Munde, und Angst und Schrecken saßen in ihren katergeschwellenen Augen. Dann kam ihr wohl langsam die Besinnung. Sie warf einen Blick zum Scheunendach hinauf und begriff, daß es sich um kein wirkliches Feuer, sondern um eine Uebung handelte. Da wurde sie angesichts der verblüfften, dann aber laut lachenden Feuerwehrleute von einer plötzlichen Wut gepackt. Sie hob drohend die geballte Faust und schrie:

„O ihr Luderzeug, Koasselbände, ihr infamchte Bucht ihr  
— ihr — —!“

Sie leuchte zornig und fand keine Worte mehr.

„Satt'ch oad, de Zwirnliese kimmt aus'n Bette!“ lach-  
ten die Männer an der vordersten Spritze. Fröde-Fritz  
hatte die Sache sofort erfasst und rief schnell: „Ba dar  
roocht dr Schadel noa vu'n Schnoapfe! Do muß glei Woaf-  
ser druff!“

„Ja, oad risch Woasser!“ stimmte Thomas-Max zu.

Beide griffen rasch nach den Pumpenhebeln an der  
Spritze. Die anderen folgten dem Beispiel. Der Hornist gab  
wieder das Signal zum Einstellen des Wassers, aber es  
scherte sich niemand um diesen Befehl. Sie pumpten wie  
toll. Der Kommandant tobte ob dieser Disziplinosigkeit. Die  
ganze Übung drohte in Unordnung zu geraten.

Hempel-Gustav am Schlauch spürte unter seinen Hän-  
den den neuen Wasserdruck. Als sich im selben Augenblick  
die Zwirnliese umdrehte und nach ihrem Kleide bückte, das  
ihr aus der Hand gefallen war, faßte er das Strahlrohr  
fester. Er sah das feiste Hinterviertel der Liese, das sich  
beim Bücken durch den Unterrock abzeichnete, und mit  
seltener Treffsicherheit lenkte er den kalten Strahl auf  
dieses neue Ziel. Es klatschte laut, und das Wasser sprühte  
in breiter Rosette auseinander.

Ein wilder Ausschrei war die Folge, und die Liese  
stob davon, stolperte auf dem durchweichten Boden, kreischte  
laut und raffte sich wieder auf. Dann lief sie eilends über  
den Hof der Hintertür des Gasthofes zu, verfolgt von den  
tückischen Wasserschlängen.

Droben an seinem Kammerfenster stand Schenk-Lebe-  
recht und lachte so sehr, daß er sich den Bauch halten  
mußte. Wahrhaftig, dieses Ding war ihm gelungen! Der  
Schalk unter seinen Augenbrauen war lustig und zufrieden  
wie noch nie.

In der Küche schlug die Wirtin erschrocken die Hände  
zusammen, als die Zwirnliese schreiend durch die Tür ge-  
stürzt kam. Das Wasser troff ihr vom Körper, und die  
Haarsträhnen klebten übers Gesicht. Ein Bild zum Fürchten  
war es.

Heimlich hat sie sich dann mit Hilfe der Wirtin wieder  
notdürftig in Ordnung gebracht und die nassen Kleider eine  
Stunde lang getrocknet.

Draußen wurde derweile mit Begeisterung der Schup-  
pen eingerissen und nach einem gepfefferten Tadel des  
Kommandanten — der aber dennoch innerlich lachen mußte  
— die Übung beendet. Als dann im Hofe die Luft  
sauber geworden war und sich die Feuerwehrlente allesamt  
mit Hallo und Gelächter in der Gaststube um das vom  
Schenk-Leberecht gespendete Faß Bier versammelt hatten,  
schlich sich die Zwirnliese hinten herum davon.

Sicherlich ist ihr aber die Abkühlung sehr von Nutzen  
gewesen, denn sie hat in der Zukunft keine Vorliebe mehr  
für die Steinbrecher gezeigt. Seit jenem schrecklichen Mor-  
gen kehrt sie nicht mehr am schwarzen Berge ein und macht  
einen großen Bogen um das Gasthaus des Schenk-Leberecht.

## Herbstwanderung durchs Spreetal.

(Nachdruck verboten!)

Zu den Wegemarkierungen des Gebirgsvereins, die in  
Bauzen ihren Ausgang nehmen und lohnende Wanderziele  
mit unserer Stadt verbinden, gehört auch die rote Dreieck-  
markierung (auf weißem Felde), die als letzten Zielpunkt  
die „Böhmische Mühle“ im Elbsandsteingebirge hat. Das An-  
fangsglied dieser Wegebezeichnung „Bauzen-Singwitz“ ver-  
läuft durch das reizvolle „Ober-Spreetal“ südlich von Bau-  
zen. So entzückend die Landschaftsbilder sind, die dieser  
Weg erschließt, so besitzt er doch den Nachteil, daß er dazu  
zwingt, unweit der „Doberschauer Papierfabrik“ bei der ehe-  
maligen „Briehmühle“ das Tal zu verlassen und in weitem  
Bogen die eingezäunten Anlagen der „Gnaschwitzer Pulver-  
fabrik“ zu umgehen und erst kurz vor der „Doberschauer  
Schanze“ das Flusstal wieder zu erreichen. Dieser Umweg,  
abgesehen, daß er landschaftlich herzlich wenig bietet, bedeutet  
natürlich auch eine erhebliche Verlängerung der Wanderzeit.  
Ob eine Markierung der im Verlaufe unserer Wanderschü-  
derung vorgeschlagenen Wegeführung möglich sein würde,  
möchten wir zunächst noch bezweifeln, sicher würde sie dem  
Spreetalwege zum großen Vorteile gereichen.

Unsere Spreetalmarkierung nimmt ihren Anfang am  
„Neußeren Gquentore“ in Bauzen. Den „Lindenberg“ hinab

gelangen wir zur „Heiligen-Geist-Brücke“, die eine auf-  
fallende Ähnlichkeit mit einer alten Steinbrücke im Lau-  
bertal bei Rothenburg hat. Unter der in wenigen Jahren  
ein Jahrhundert alten Eisenbahnbrücke hinweg führt uns  
sehr bald eine Flußüberbrückung auf den linksseitigen Ufer-  
weg am Fuße eines felsigen Hanges. Später folgt zur  
Linken der Eingang in das Bauzener „Spreebad“, während  
uns rechts die noch in üppiger Laubfülle prangenden Ge-  
hölzgruppen der „Neuschen Promenade“ erfreuen. Es folgt  
die Abzweigung nach dem „Bismarckhain“, die wir für  
heute unbeachtet lassen, und links jenseits der regulierten  
Spreee die umfangreiche „Waggon-Fabrik“. Hier beginnt  
nun das eigentliche „Spreetal“, früher als „Grubschüler  
Grund“ bezeichnet, ein felsiger Waldgrund, der schon  
vor 140 Jahren einen Sänger in dem Bauzener Advokaten  
August Kunze gefunden hat. 1799 veröffentlichte dieser eine  
24 Druckseiten umfassende Dichtung unter der Bezeichnung  
„Der Grubschüler Grund“. Am Anfange unseres Tal-  
weges, der nach dem Fabrikgrundstück der ehemaligen  
„Weiten Bleiche“ liegt, beginnt ein vor einigen Jahren an-  
gelegter Waldfußweg, der genanntes Grundstück oberhalb  
umgeht und zu einer festgefüllten Eisenbrücke führt. Wir  
überschreiten den rauschenden Fluß und setzen unsere Wan-  
derung auf dem laubholzgrünen rechten Ufer fort. Der Weg  
mündet schließlich bei einer Brücke auf die Preuschwitz-Grub-  
schüler Straße, der wir folgen. Bei der „Grubschüler  
Mühle“ verengt sich das Tal von neuem. An der Rückseite  
des Mühlengrundstückes, das gleichzeitig Gasthauszwecken  
dient, weisen die Zeichen flufaufwärts durch eine fels-  
umsäumte Tal Schlucht. Dieser Weg ist im Jahre 1933 durch  
freiwillige Arbeitskräfte in einen ausgezeichneten Zustand  
versetzt worden. Die Inschrift an einem Felsen „Danke und  
freue dich!“ weist darauf hin. An der „Doberschauer Pa-  
pierfabrik“ vorüber führen die Zeichen abwärts in einen  
von dichtem Laubmischwald bestandenen Talgrund.

Da, wo die Markierung sich rechts aufwärts wendet,  
müssen wir uns links halten, und auf einer Fußgängerbrücke  
das rechte Spreeeufer gewinnen. Hier gehe man zunächst  
einige hundert Meter flufabwärts und dann auf einen ge-  
wundenen Wege aufwärts zu der Umzäunung des Fabrik-  
geländes. Oberhalb folgt man rechts einem ver-  
wachsenen schmalen Pfade am Raune entlang. An seinem  
Ende liegt an aussichtsreicher Stelle der Doberschauer Fried-  
hof. Ein baumbeschattetes „Gefallenendenkmal“ und eine  
Ruhebank laden an dieser friedlichen Stätte zum Verweilen  
ein. An einigen Schrebergärten vorbei geht es nun tal-  
wärts; bei mehreren neuerbauten Wohnstätten vorüber er-  
reichen wir in kurzer Zeit die Spreebrücke der „Doberschau-  
Schlungwitzer Straße“. Hier treffen wir wieder auf unsere  
Farbenzeichen. Noch ein schönes walddreieches Wegstück liegt  
vor uns, bevor wir unser Endziel, den Ort und Bahnhof  
Singwitz vor uns haben. Gleich an seinem Anfange liegt  
on steil ansteigenden Talhänge hinter felsigem Bord im  
Grün des Waldes eine mächtige vorgeschichtliche Wall-  
anlage, die „Doberschauer Schanze“.

Unsere „abgekürzte Spreetalwanderung“ ist reich an  
landschaftlichen Reizen und erfordert einen bedeutend ge-  
ringeren Zeitaufwand als der in seiner ganzen Länge be-  
gangene markierte Weg. Sie läßt sich mit demselben Ge-  
nuß natürlich auch umgekehrt (von Singwitz nach Bauzen)  
unternehmen.

## Gagen vom Jeschken und seiner Umgebung

(Nachdruck verboten!)

### Der Wunderbrunnen am Jeschken.

Vom Jeschkengebirge rinnen viele Bächlein zu Tale.  
Die Stellen, wo sie aus dem Erdreich quellen, gelten als  
Tummelplätze der Moosweibchen und Waldseen, die hier  
in schönen Sommernächten ihre Zauberreigen schwingen.  
Nur selten könnten diese Wesen beauscht werden. Einem  
armen Bauer ist es aber doch einmal geglückt, ohne daß er  
es gewollt hat. Am Fuße des Jeschken liegt das Dorf Ober-  
hanichen, wo in früherer Zeit dichter Wald war. Ein klarer  
Bach hatte hier seinen Ursprung und rann zu Tale. Unweit  
dieses Bächleins arbeitete hier in alten Zeiten ein blut-  
armer Holzhauer, der eine zahlreiche Familie zu ernähren  
hatte. Der Tag war heiß, die Arbeit machte Durst. Der  
Holzhauer ging daher zur Quelle. Als er sich hinabbeugte,  
entsiel ihm die Art. Ehe er sie ergreifen konnte, versank sie

in dem rieselnden Sande vor seinen Augen. Wohl langte er sogleich darnach. Soviel er sich auch mühte, er konnte sie nicht mehr greifen, sie blieb verschwunden.

Mutlos gab er die Versuche auf und stand seufzend an der Quelle. Woher sollte er das Geld nehmen, eine neue Art zu kaufen!? Niedergedrückt wollte er sich auf den Heimweg machen. Als er sich umwandte, erblickte er eine wunderschöne Frau. Ihre Haare waren goldblond. Freundlich redete sie den erschrockenen Mann an und fragte, weshalb er so traurig sei. Der Holzhauer erzählte sein Mißgeschick. Nachdem er geendet hatte, sprach sie: „Greife dreimal tief in das Wasser!“ Der Mann folgte ihrer Aufforderung, und siehe da, er fühlte einen Stiel, zog ihn heraus und sah zu seiner Verwunderung, daß er eine goldene Art ergriffen hatte. „Greif noch einmal!“ sagte die schöne Frau. Diesmal brachte er eine silberne Art zum Vorschein. „Und nun noch einmal“, gebot die Fee. Diesmal holte er seine eigene Art aus dem Wasser. „Alle drei sind dein Eigentum“, sprach die gütige Fee zu dem erstaunten Holzhauer und verschwand.

Noch lange stand der Mann an der Quelle und sah auf die Arte in seinen Händen. Dann eilte er freudestrahlend nach Hause und erzählte sein wunderbares Ergebnis. Da war große Freude in der Hütte und die Not nahm ein Ende.

Als die Leute hörten, was geschehen war, versuchte so mancher sein Glück am Goldbrunnen. Aber die Fee ist nie wieder erschienen.

#### Der Reiter ohne Kopf.

Auch in den großen Wäldern des Jeschken soll ein gespenstischer Reiter ohne Kopf hausen, der die einsamen Wanderer erschreckt. Besonders in dunklen Winternächten durchstreift er das Reich des Jeschkenberges. Zuweilen hält er an einsamen Häusern und begehrt Speise und Trank. Wenn die Leute auf das Klopfen öffnen und dann plötzlich das fürchterliche Gespenst sehen, schlagen sie vor Schrecken die Tür zu. Der kopflose Reiter setzt dann hohnlachend den Ritt fort und verschwindet geheimnisvoll im Dunkel der Nacht. Aber diejenigen, denen er begegnet ist, fallen gewöhnlich in schwere Krankheit oder sie sterben bald darauf.

Der Volksmund bringt das Gespenst vom kopflosen Reiter mit dem Kurfürsten von der Pfalz, dem einstigen böhmischen Winterkönige in Zusammenhang, weil dieser nach seiner Flucht angeblich in den Jeschkenbergen umherirren mußte. Andere wollen in dem Reiter den Geist des vertriebenen Freiherrn von Rädern sehen, dessen Schicksal mit dem des Winterkönigs enge verflochten war. Auch er war, wie der König, in die Reichsacht erklärt worden und wurde gleich ihm in der Gegend geheßt und verfolgt.

#### Die Eduardsbuche am Jeschken.

Die großen Waldungen am Jeschken weisen so manchen großen Baum auf. An viele knüpfen sich Sagen an. Auf halbem Wege zwischen Christofsgrund und Freudenhöhe steht eine große prächtige Buche, deren Alter mindestens auf zweihundert Jahre geschätzt wird. Unter ihrer mächtigen Krone hängt ein altes heiligenbild. Hier im Schatten dieses Baumes soll einst ein blutiges Duell stattgefunden haben. Graf Elam Gallas focht daselbst mit einem Offizier, der ihn beleidigt hatte. Vom Ausgang des Zweikampfes ist nichts bekannt. (Aus nordb. Sagen). R.

### Ehrene Sprache erzerner Mäuler.

Von Werner Lenz.

Wil niemand singen,  
so sing aber ich.  
Ewer Berg und thal  
hert man mein Schall.

Diese Inschrift trägt eine in Augsburg aufbewahrte Kanone aus dem Jahre 1544. Jahreszahl und Wappen des Eigentümers oder Stifters auf dem „Stück“ — wie man die Geschütze kurzweg nannte — anzubringen, war damals allgemein üblich; sehr oft findet sich auch der Name des Stückgießers und eine Benennung des Geschützes selbst, die häufig in die Devise verwebt ist. So trägt beispielsweise eine 12-pfündige Feldschlange des Jahres 1691 der kurbrandenburgischen Armee den Wappenspruch: „Die Schlange hat ein scharff Gesicht — dafür hilft Panzer und Harnisch nicht“.

Diese Handwerkersitte hat der Stückgießer von seinem älteren Kunstbruder, dem Glockengießer, übernommen, der bereits Jahrhunderte vor der Erfindung des Schießpulvers und der bronzenen Geschütze seiner Glocke den Namen des Meisters, die Jahresangabe, Wappen und Namen des Stifters oder der bestellenden Gemeinde und nicht selten einen Vers mit Benennung der Glocke selbst aufprägte, wie etwa bei dieser altmärkischen Glocke, die der Reim schmückt:

Anna bin ich genannt;  
wenn ich rufe, so kommet to Hand.

Die sogenannten „getauften Glocken“ waren — wie sich begreifen läßt — schon wegen ihres Namens, aber auch wegen der damit verbundenen Vorstellung einer weihvollen Taufhandlung besonders volkstümlich. Maria, Susanna, Dsanna — stets volltönende Namen — hatten die meisten Glocken, andere trugen den Namen ihrer Kirche, der sie dienten, etwa:

Sanctus Martinus bin ich genannt,  
den von Markoldendorf wohlbekannt.  
Deß müssen sie oft und viel genießen;  
darum sie mich auch ließen gießen. 1557.

Wenn man nun aber — wie oben geschah — Glockengießer und Stückgießer „Kunstbrüder“ nennt, so geschieht das nicht ohne deutliche kulturgeschichtliche Notwendigkeit, denn beide Gießer bedienten sich nicht nur ähnlicher Metallmischungen, der Glocken- und Geschützbronze, sondern auch die ganze Gußtechnik war wegen der verwandten Form der beiden Erzeugnisse durchaus gleichartig. Noch im Nürnberger „Ständebuch“ von 1568 erscheint in dem Texte des Hans Sachs mit dem Holzschnitt Jost Ammans der Glockengießer zugleich als Meister Stückgießer; er verfertigt ienes kirchliche Großinstrument wie auch die artilleristische Großwaffe, die beispielsweise im Mörser ja so sehr einander ähneln, daß man eine umgedrehte Glocke direkt als Mörser anschauen und notfalls auch verwenden kann.

Es liegt also in der technischen Entstehung von Glocke und Geschütz eine ausgesprochene Artverwandtschaft vor. Aber — fraat man sich — ist nicht das mörderische Kriegsgeschütz, die Kanone, geradezu das gedankliche Gegenstück zur friedlichen Glocke? Nein, das ist nicht der Fall, so gut ja auch friedliche Frömmigkeit und kriegerischer Mut keine Gegensatzpunkte in deutscher Mannesseele sind. Denn das, was uns vom Schicksal gegeben ist, in der Stunde der Gefahr mit Mut und Blut zu verteidigen, ist eine hohe sittliche Pflicht, die dem germanischen Menschen in heidnischer wie in christlicher Zeit stets ebenso heilig erschien wie die Ausübung der friedlichen Arbeit seines Lebensberufes. Und die Glocke selbst war ja auch stets ebenso ein eherner Mahner mit erzernem Munde, wie das donnernde Geschütz! Warnt dieses mit seinem Donnerrollen die Feinde, so rief noch bis in die Neuzeit der Ton der Glocke die wehrhafte Mannschaft zusammen, wenn die Stunde der Gefahr gekommen war. Friedrich Rückert in seinem prächtigen Freiheitsliede „Der Landsturm“ sang 1813:

Die Glocke, die zur Tauf' mich trug,  
die Glocke, die zur Hochzeit schlug,  
die Glocke ruft mit lautem Zug,  
der Glocke Ruf ist niemals Trug!  
Die Glocke ruft, das ist genug!

Und der verewigte Dichter des Dritten Reiches, Dietrich Eckart, empfindet die kriegerische Mission der Glocke mit unverminderter Ursprünglichkeit, wenn er in seinem „Sturmliede“ mit dem berühmten Mahnruf „Deutschland erwache!“ den Glockenschwall über Land brausen läßt:

Sturm! Sturm! Sturm!  
läuten die Glocken von Turm zu Turm!  
Läuten die Männer, die Greise, die Buben,  
läuten die Schläfer aus ihren Stuben . . .!

So ist es geschwisterliche Arbeit, die sie leisten, die Sturmglocke, die Deutschlands Wehrmannschaft zusammenruft, und das flammenredende Geschütz, das dem Feinde ein dröhnendes „Halt“ entgegenbrüllt!

Ein Bruder und eine Schwester,  
Nichts Treueres kennt die Welt,  
Kein Goldkettlein hält fester,  
Als eins zum andern hält!

Zwei Liebsten, so oft sich scheiden,  
Denn Minne, die ist voll Wank.  
Geschwister in Lust und Leiden  
Sich halten ihr Leben lang.

Paul Heyse.

16800 009 2628 10001 2

1000 1000 1000 1000 1000